

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 23

Artikel: Der Böse [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 23 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 11. Juni 1921

== Diesseits und Jenseits. ==

Von U. W. Züricher.

Gewiß, ich glaub an Ziele
Im hohen Weltenraum;
Was wir erschütternd ahnen,
Ist nicht nur leerer Traum.

Befreit schwingt einst die Seele
Vom Totenbett sich auf
Und sucht sich neue Arbeit
Im Rätselwandellauf.

Doch weil sie noch auf Erden
Dem Leibe angetraut,
Den Leib und seine Taten
Inbrünstig aufbaut,

So liebt sie auch die Sonne,
Die farbig bunte Welt,
Dem Diesseits wie dem Jenseits
Ist beiden sie gefellt.

Wenn freundlich mir zu süßen
Die frohe Landschaft lacht,
Wenn seltsam mich berührt
Der Schönheit Zaubermacht,

So ist mir dies mit nichten
Nur eitler Erdentand,
Wohl aber Sinn und Gleichnis
Von tiefstem Weltenband.

Und wenn die Not der Erde
Nach tausend Taten schreit,
Und dann die Seele zittert,
Zu mut'gem Tun bereit,

Gelt nimmer hier die Rede
Vom nicht'gen Werk der Zeit.
Hier hat sich zu bewähren
Der Keim der Ewigkeit!

O Erde, holder Garten!
O Erde, Land der Not!
Was selig dich durchzittert,
Was finster dich bedroht,
Das ist das große Ringen
Von Finsternis und Licht.
Wach auf, daß es an Kämpfern
Des Lichtes nie gebricht!

== Der Böse. ==

Novelle von Jakob Böhrt.

4

Es war im Frühling. Wir stiegen an einem warmen Tag in den Wald hinauf und bekamen Lust, mit Feuer zu spielen. Das liegt in jener Jahreszeit den Buben im Blut. Wir trugen Aeste zusammen, im Buchenwald lagen sie vom Winter her unter allen Bäumen. Nach ein paar Stunden brannte in einer Reute ein hoher Stoß und flackerte und prasselte so lustig, daß uns das Jauchzen ankam. Als das Feuer allgemach zusammensank, nahm ich einen Anlauf und sprang über die Glut weg durch die Flammen. Ich war von der Schmiede an Funken und Hitze gewöhnt. Es war ein großer Spaß und ich wiederholte ihn vier-, fünfmal und jauchzte dazu und lachte Fritz ins Gesicht. Da holte auch er zum Sprung aus, aber sei es, daß er ihn zu kurz maß, oder daß ihn im Abspringen die Furcht packte, kurz, er fiel mitten in die glühenden Aeste. Ich war erst wie vom Schreck gelähmt. Mit Mühe riß ich ihn heraus. Er brannte und schrie und schlug um sich. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich ihn gelöst hatte. Und da, als er sich vor mir krümmte und wand und die Fäuste zusammenframpfte, sah ich zwei Augen, so voll Angst und Schmerz und Vorwurf, daß ich

sie nicht mehr vergessen kann mein Leben lang. Er starb zwei Tage darauf, aber seine Augen werden so lange leben wie ich.

Das Dorf benahm sich so, als ob ich an dem Unglück die ganze Schuld trüge. So hab' ich die Leute erfahren! Sie laden einem Schuldigen immer mehr auf, als ihm gehört. Ich glaube, da alle zu tragen haben, ist es jedem ein Trost, einen anderen noch stärker leuchten zu sehen, als er selber leuchtet. Dabei gehen die Erwachsenen voran, die Jungen sind weniger hart, sie tragen noch leichter. So kam es, daß die Alten noch lange mit bösen Blicken nach mir schielten und mit dem Finger auf mich deuteten, als die Kameraden schon alles vergessen hatten, oder so taten. Ja, ich fand wieder gute Freunde und darunter besonders ein armes Bübchen aus dem Hinterdorf, Konradli genannt, das mir immer an der Seite war, und zwar nicht nur deshalb, weil ich fast täglich mein Besperbrot mit ihm teilte. Manchmal mußte ich ihm auf meiner Flöte etwas blasen, und dann liefen ihm die Tränen über die Backen. So weich war er. Ich hatte ihn auch lieb und zog ihn allen vor. Wir be-

schlossen, er sollte Schmied werden, wie es für mich bestimmt war, und wir planierten jeden Tag darüber, wie wir zusammen das Eisen zwingen wollten, ich als Meister, er als Geselle. Da wollte es das Unglück, daß wir auf unserem Dachboden eine alte Armbrust aufstöberten. Alle Buben bei uns schießen gerne, ich weiß nicht, wie es hier ist. Bei Konradli und mir wurde das Armbrustschießen zur Sucht. Wir träumten nachts und in den Schulbänken davon. Aber unsere Armbrust war ein bescheidenes Schießgerät. Sie legte den Bolzen kaum fünfzehn Schritt weit auf den Boden, und daß er in dem Brett, das uns als Scheibe diente, stecken blieb, haben wir nie erlebt. So entstand in uns trotz unserer Leidenschaft oder vielleicht gerade ihretwegen nach und nach eine große Unzufriedenheit mit unserem Gewehr. Ich klagte mein Leidwesen einmal dem Altgesellen, der sich oft mit mir abgab. Er versprach Abhilfe, und eines Sonntags brachte er aus dem Wald ein starkes Eibenstämmchen nach Hause, woraus er unserer Armbrust einen neuen Bogen schnitzte. Der war so stark, daß wir ihn nur mit dem Kröpfen und auch so nur unter großer Anstrengung spannen konnten. In heftiger Erregung eilten Konradli und ich in den Baumgarten, wo an einen Baum gelehnt unsere Scheibe stand. Wir nahmen Abstand, fünfzig Schritt, soviel und mehr trauten wir dem neuen Bogen zu. Ich spannte die Armbrust, und — da geschah's. Die Muß mußte zu schwach gewesen sein, die Sehne zu halten, sie gab nach, der Pfeil wurde mir aus den Fingern geschlagen, als ich ihn auf den Schaft legen wollte. Er schwirrte gegen Konradli und traf ihn gerade ins Auge. Natürlich ins rechte; wenn das Unglück trifft, trifft es gleich gut. Mir scheint, das rechte Auge ist mehr wert als das linke. Eine schwere Kugel, wie von Glas, floß Konradli über die Wade und die Weste, und er sank vor Schmerz zu Boden. Ich habe ein paar Tage lang geheult wie ein Hund unter der Peitsche. Ich wagte mich kaum mehr auf die Straße. In die Sekundarschule, die ich damals besuchte, ging ich nicht mehr, ich fürchtete die Blicke der Leute. Und wenn ich doch auf jemand stieß, merkte ich, daß man mich für einen Verworfenen oder für einen Teufel hielt, der aus lauter Bosheit andere zu Schaden bringe.

Mein Vater sah meinem Kummer, wie es schien, teilnahmslos zu, er gab mir weder einen guten noch einen bösen Blick, weder ein gutes Wort noch ein böses. An einem Morgen, es war noch stidunkel, trat er an mein Bett und sagte eher mild als rauh: „Steh auf, Andres, du mußt von heut an an den Amboß.“ So begann meine Lehre, sie war streng, und das war gut. Ich fand von da an vom Morgen bis zum Abend keinen Augenblick mehr, um an mein Unglück zu denken, und in der Nacht schlief ich, bevor ich die Bettdecke über mich gezogen hatte. Aber manchmal im Traum sah ich die große gläserne Träne aus Konradlis Auge springen oder die beiden Angstaugen des toten Friß. Dann schrie ich auf. Erschien die Mutter, um nach mir zu sehen, so stellte ich mich schlafend.

Es vergingen fünf, sechs Jahre, ich war aus einem Lehrjungen ein Gesell geworden und stand am mittleren Amboß, was eine Ehre war, die ich nicht dem Vater, sondern den Gesellen verdankte. In jenen Jahren wuchs uns und mir insonderheit eine Freude im Hause. Mein Vater

hatte von seiner zweiten Frau vier Kinder, drei Buben und, als jüngstes, ein Mädchen. Es war zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, fünf Jahre alt. Ihr könnt Euch nichts Armutigeres und Schmutzigeres denken. Wir nannten es Lenchen. Es hatte Haare, etwas dunkler als Ihr, Jungfer Agathe, und Augen auch etwas dunkler, wie Kornblumen.“

Das sagte der Kote etwas zögernd, und er fuhr dann in einem weichen Ton, den ich wohl verstand, fort: „Es ist seltsam mit diesen blauen Augen, man ist wehrlos vor ihnen, man muß in sie hineinsehen, und sie schauen uns wieder an wie aus einem anderen, fernen Land. Es ist seltsam mit diesen Augen! Das Lenchen war immer um mich. Am Amboß oder Schraubstoß stand es neben mir und sah mir zu, und wenn der glühende Hammerschlag ihm um den Kopf stob, oder wenn die Feilen in den höchsten Tönen sangen, lachte es und klatschte in die Hände, und wir Gesellen schlugen so kräftig drein, als wir vermochten, nur um das Kind lachen und seine kleinen Zähne blinken zu sehen. Die Arbeit lief mir nicht aus der Hand, wenn es nicht neben mir war. Ich holte es oft auf den Armen herbei. Aber da kam wieder mitten in der Freude und sobald ich das Frühere etwas vergessen hatte, das neue Schreckliche. Ich schmiedete einen Hufnagel zurecht, ich hatte deren schon Tausende ausgehämert und es war nie ein Splitterchen davon abgeflogen. Nun aber sprang die Spitze weg und dem Kind ins Auge, es war wieder das rechte. Ich glaube, ich habe gebrüllt wie ein Stier. Der Vater nahm das Kind auf den Arm, die Gesellen und Lehrbuben wichen von mir zurück, und einer, der katholisch war, machte das Kreuz. So also wurde ich angesehen?“

Ich lief aus der Werkstatt in meine Kammer hinauf und schloß sie ab. Da erst merkte ich, daß ich immer noch Hammer und Zange in den Händen hatte. Die Zange hielt den Unglücksnagel noch fest. Ich hörte den Doktor kommen und wieder gehen und meine Mutter schluchzen und jammern. Ich konnte nichts denken als: Warum kommt das alles über mich? Gerade über mich, was hab' ich denn an mir?

Als es Bettzeit war, klopfte mein Vater an die Türe. Ich öffnete. „Und nun, Andres?“ fragte er. „Ich geh!“, erwiderte ich. Er nickte und ging hinaus. Eine halbe Stunde später trat er mit einem Felleisen wieder ein. „Da drin ist alles, was du brauchst, und hier noch etwas auf den Weg.“ Damit schob er mir ein paar Goldstücke in die Hand. Er faßte meine Finger, wie er mit der Zange faßte. Die Tränen schlühen ihm in den Bart, das hatte ich an ihm noch nie gesehen. „Auf deiner Hand ist ein Segen und ein Fluch“, sagte er, „ein Segen bei der Arbeit und ein Fluch für die, — für die, die dich lieb haben. Trag's und geh!“ Ehe ich ein Wort erwidern konnte, war die Türe wieder zwischen uns.

Als es vom Turme zwölf schlug, legte ich den Riemen des Felleisens über die Achseln. Ich hatte in das Bündel des Vaters noch meine Flöte gepackt, sie hatte mich früher oft getröstet. Und in die Westentasche steckte ich den Nagel. Ich trug ihn, bis ich in dieses Dorf kam. An jenem Tag hab' ich ihn verloren, er muß beim Pödeln das Tuch durchstoßen haben. Ich schlief wie ein Dieb aus meiner Kammer und das Haus hinunter. Im Schlafzimmer der



Am Katzenssee (Kt. Zürich). Rechtes Ufer des größeren Sees. Von links nach rechts: Birkenwäldchen, Badeplatz, Staatswaldung, Eisschuppen.
(Aufnahme von Joh. Weiner, Zürich.)

Eltern war Licht, ich sah's am Schlüsselloch, und drin hörte ich ein schmerzliches Wimmern. Wie ich zum Haus und zum Dorf hinauskam und auf welcher Straße ich in die Fremde lief, weiß ich nicht. Meine Gedanken fingen erst wieder zu schaffen an, als mir die Sonne in die Augen blitzte und ich auf einem Kreuzweg das Wandern nach meinem Schatten begann."

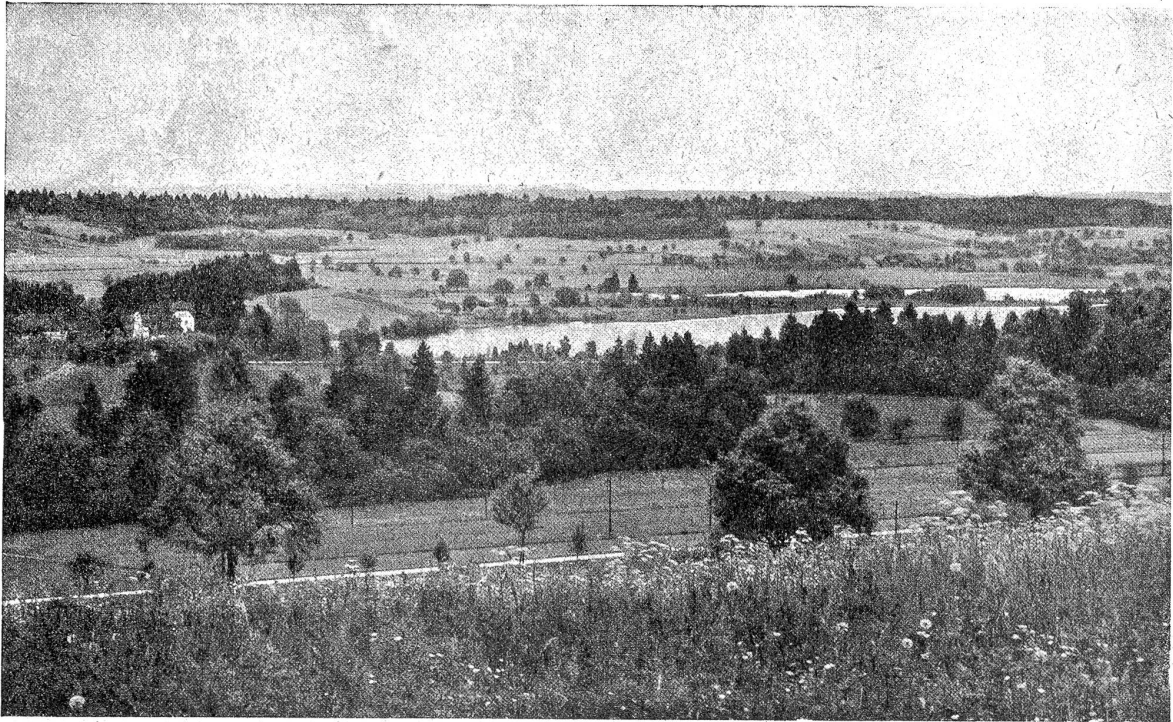
Der Rote hielt inne, und lange war kein Laut im Gartenhäuschen zu hören. Mir im Graben dauerte die Stille eine Ewigkeit. Endlich kam es zögernd von Agathe: „Gibt es wirklich glückhafte und unglückhafte Hände? Ich glaub' es nicht. Und die Eurigen? Was Ihr anrührt, gelingt Euch. Der Vater hat Euch schon manchmal gerühmt, und er macht sonst nicht viel Worte.“

„An der Frage habe ich gearbeitet, wie der Bach am Mühlerad, Tag und Nacht und immer im Kreise herum.“ So sprach der Rote wieder. „Zu Hause in der Kammer und auf der Straße beim Wandern verfolgten mich die vier Augen und klagten an und fragten: Warum? Warum hast du uns zugrunde gerichtet? Und warum triffst du immer die, die dich lieben? Und ich fragte wieder: Warum gerade ich? Was bin ich?“

Einmal begegnete ich in der Herberge einem seltsamen Stromer. Er war ein Lehrerssohn und daneben ein Säufser, im Grunde aber ein ehrlicher, lieber, guter Kerl. Sein Handwerk habe ich nie erfahren. Man macht manchmal wunderliche Bekanntschaften auf der Wanderschaft. Ich glaube, er hat einmal studiert. Wir hatten in der Herberge keine zwanzig Worte gewechselt, aber wir walzten

dann doch drei lange Sommertage miteinander. Jeder erriet im andern das Tragtier, und so liefen wir nebeneinander her und hinter unseren Schatten wie unter dem gleichen Joch und der gleichen Geißel. Vor dem Abschied zog er mich in ein Wirtshaus und ließ Wein aufstellen. „Ich will dir meine Lebensweisheit mitteilen,“ sagte er nach dem zweiten Glas. „Ich ersäufte „Es“ von Zeit zu Zeit. Für mich ist das das Rechte. Du bist stärker und willst „Es“ tragen, aber du stellst es falsch an. Wenn man ein Sauntier belädt, legt man die Last nicht auf eine beliebige Stelle des Rückens, man wählt sie so aus, daß sich das Gewicht am besten verteilt. Die Last wird dich erdrücken, wenn du so trägst wie jetzt. Hast du das Buch Hiob gelesen? Nein? So lies es. Vielleicht findest du dann den Punkt, wo du die Last aufbinden mußt.“

Noch am selben Tag ließ ich mir in der Herberge die Bibel geben. Die Geschichte Hiobs warf mich die ganze Nacht herum, ich weinte und wußte selbst nicht wie. Gegen Morgen, als die Scheiben heller wurden, fiel mir das rechte Licht in die Augen. Hiob war mein Bruder, nur daß es ihm noch viel schlimmer ging als mir. Hat er nicht auch geschrien: „Warum?“ Das gleiche Warum, das ich schrie? Ich besann mich auf einen beängstigenden Ausspruch des Lehrersohns. „Hast du auch schon gelesen,“ sagte er einmal, „daß die Gelehrten ausrechnen, wie viele Trunkenbolde, wie viele Diebe und Mörder und Berrückte auf zehntausend Menschen kommen? Nein, nicht kommen, sondern kommen müssen! verstehest du: kommen müssen, müssen! Die einen sind Gottes und die andern des Teufels, und



Am Katzensee. Blick auf den großen oder obern und auf den kleinen oder untern Kakensee. Links die Ruine Alt-Regensburg, die Stammburg der Freiherren von Regensburg, einer der ältesten Burgen der Schweiz. Dahinter: Herrschaftshaus des Kakenseegutes. (Phot. Hans Lavater, Ritzberg.)

vielleicht sind gerade die Gottes, von denen man es nicht glaubt. Ist das nicht schrecklich und tröstlich?“ „Schrecklich,“ entgegnete ich, „ist das freilich, aber den Trost sehe ich nicht.“ Darauf er: „Du wirst ihn noch finden.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Kakensee.

Ein Natur- und Heimatschutzgebiet.

„Die Welt ist schön allüberall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“. Das Goethesche Wort gilt für die kleinen, in eiszeitlichen Moränenschutt eingebetteten Seelein unserer mittelschweizerischen Hügellandschaft ganz besonders. Es gibt deren einige Duzend im Schweizerland, früher, bevor sie verlandeten und der Kultur zum Opfer fielen, gab es ihrer einige Hundert. Sie sind schön von Natur aus; zum mindesten sind sie ein frohmütiges und belebendes Element in der Landschaft, wenn sie nicht gar zu einsam — etwa wie das düstere, sagenumspinnene Geissleeli bei Längenbühl (zwischen Wattenwil und Thun) — am Rande eines finsternen Tannenwaldes und in einem schwarzen Torfmoore liegen. Frohmütig nenne ich sie. Da wandern wir auf schmalen Landsträßchen durch Dörfchen und Weiler, durch Wälder und Felder, um grüne Hügel herum, hinab ins kühle Wiesentälchen, wo ein Mühlchen klappert, und wieder ein Hügelchen hinauf, und plötzlich schimmert uns durch die Bäume ein silberner Seespiegel entgegen. Die Ueberraschung freut uns; wir beeilen unsere Schritte. Der Duft des feuchten Moooses, die Vorstellung von Schilf und Seerosen, von einem kühlen Seebad lockt uns. Da — betroffen und enttäuscht halten

wir an. Auf dem Fußweg, den wir betreten haben, um diesen Genüssen entgegenzueilen, glözt uns eine Verbotstafel an — „Bei einer Buße von 10—50 Franken — Richterlich bewilligt.“ Was soll das sein? Privatbesitz! Verflucht! Die schönsten Dinge werden uns da von irgend einem „Privatier“ vor der Nase weggeschnappt! Die Naturschönheit gepachtet, abgehagt und eingezäunt! Sind wir in einer Monarchie oder Demokratie? Gehört das schöne Vaterland Einzelnen oder der Allgemeinheit? — Doch was hilft das Schimpfen! Da sind nun einmal die Heimatschützer noch nicht oder zu spät hingekommen. Auf der andern Seite ist der See zugänglich. Sehen wir mal dorthin! O weh!



Am Katzensee. Das Herrschaftshaus. (Aufnahme von Joh. Meiner, Zürich.)